DEUTSCHE BAUZEITUNG

58. JAHRGANG * № 36 * BERLIN, DEN 3. MAI 1924

HERAUSGEBER: PROFESSOR ERICH BLUNCK, ARCH.
SCHRIFTLEITER: REG.-BAUMEISTER a. D. FRITZ EISELEN.

Alle Rechte vorbehalten. — Für nicht verlangte Beiträge keine Gewähr.

Das Kloster Leubus in Schlesien.

Von Landesbaurat Dr. Ludwig Burgemeister.

(Hierzu eine Bildbeilage und die in No. 34 vorausgeschickte Bildbeilage.)

Schlesien, das durch die Abtretung eines Teiles von Oberschlesien an Polen noch stärker eine Grenzmark des Deutschtums geworden ist, überrascht durch eine so abgeschlossene und hochentwickelte Barockkunst, wie sie sonst nur Süddeutschland aufweist. Die gewaltige Bautätigkeit in der Barockzeit ist darin begründet, daß nach dem Dreißigjährigen Kriege die Habsburger Kaiser die größten Anstrengungen machten, die überwiegend zum Protestantismus übergetretene Provinz dem Katholizismus zurückzugewinnen. Ihre Haupthelfer waren dabei die dazu eingeführten Jesuiten, die von ihren, in den größeren Städten des Landes verteilten Niederlassungen aus zu wirken und die Erziehung der höheren Stände an sich zu ziehen suchten. In gleichem Sinne arbeiteten aber auch die bereits vorhandenen Orden der Zisterzienser, Prämonstratenser, Benediktiner und andere. Ein besonders wichtiges Förderungsmittel für ihre propagandistische Tätigkeit erblickten diese Orden, entsprechend dem ganzen Zeitempfinden, in der Entfaltung äußeren Prunkes bei einer geradezu staunenswerten Bautätigkeit, bei der die aufregende religiöse Gärung, die Entwicklung der „ecclesia militans" zur „ecclesia triumphans" allenthalben sinnfällig in Erscheinung trat.

In der großen Reihe der so entstandenen imposanten Bauanlagen steht das mit einer Kirche verbundene Kloster in Leubus an der Oder, einmal wegen seiner allgemeinen Bedeutung für die Kolonisation der Provinz, dann aber durch Größe, künstlerischen Wert und Prachtentfaltung, in erster Reihe. Die mächtige Klosteranlage, nächst Corvey die ausgedehnteste des preußischen Staates (Abb. 1), erhebt sich auf dem erhöhten Ufer über dem glitzernden Spiegel des leise vorbeiflutenden Oderstromes als gewaltiges Denkmal einer Kulturstätte, von der jahrhundertelang eine bedeutsame geistige Wirkung ausgegangen ist. Seit der Säkularisation in das Eigentum des Staates übergegangen, wird der Bau seit 1830 für die seinem Charakter wenig entsprechenden Zwecke einer Provinzial-, Heil- und Pflegeanstalt verwertet. Bei der Anpassung an diese Zwecke ist leider damals manche Einbuße an künstlerischen Werten entstanden.

Die Geschichte des Klosters Leubus geht bis in die Anfänge der deutschen Besiedlung Schlesiens zurück. Nach der Gründungsurkunde, deren formale Echtheit zwar umstritten ist, steht fest, daß der Piastenherzog, Boleslaus der Lange, 1175 Mönche aus dem Kloster Pforte an der Saale dort bei dem ausgedehnten Eichenwalde an der Oder angesiedelt, mit deutschem Recht begabt und mit einem großen Grundbesitz ausgestattet, der sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. bis zur Größe von gegen 1000 Hufen und zuletzt 60 Dörfern auswuchs. Von dem Mutterkloster Leubus gingen dann die anderen schlesischen Zisterzienserklöster Heinrichau, Kamenz, Wartha und Grüßau aus.

Schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts waren in Leubus zwei Kirchen zu St. Jacobi und St. Mariae vorhanden. Den ältesten Teil und zugleich den Kern der jetzigen Bauanlage*) bildet die Marienkirche,

*) Verzeichnis der Kunstdenkmäler Schlesiens, II 603 ff., Bilderwerk der Kunstdenkmäler Schlesiens, Tfl. 126, 127 u. a., Sp. 222. Von der abgetrennt stehenden Jakobskirche soll hier nicht gehandelt werden.

Abb. 1. Kloster und Kirche Leubus i. Schles. Gesamtbild.

an die später der heutige Klosterbau angefügt wurde (Grundriß Abb. 2). Diese Kirche soll i. J. 1340 vom Bischof Nanker geweiht worden sein, eine Angabe, mit der ihre Bauformen im Einklang stehen. Die kreuzgewölbte dreischiffige Kreuz-Pfeiler-Basilika, deren Mittelschiff etwa 19 m hoch ist, hat ein Langhaus von sechs, einen gerade geschlossenen Chor von drei oblongen Jochen. Die Seitenschiffe sind als Umgang herumgeführt, die Kreuzflügel sind annähernd geviertförmig entwickelt. Als Baustoff für die Mauern sind Ziegel verwendet, wobei die Außenseiten in der mittelalterlichen Gestalt im Rohbau belassen, die Innenseiten mit dünnem Putz überzogen waren. Dem ziemlich langsamen Baufortgang von Osten nach Westen entsprechend ist zu beobachten, wie die Gliederungen, d. h. Gewölberippen, Dienste, Fenstermaßwerke usw., die zuerst in kräftiger, reifer Gotik ansetzen, späterhin flauer und unbestimmter im Ausdruck werden. Über der Vierung ist die Wölbung als achteckiges Sterngewölbe ausgebildet. An den ausspringenden Ecken der Kreuzflügel dienen Strebepfeiler zur Verstärkung, über denen hohe Sandsteinfialen zu beiden Seiten des mit Blenden gegliederten Giebels emporwachsen. Auch am Langhause sind Strebepfeiler verschiedener Tiefe vorhanden; dagegen fehlen sie auffälligerweise beim Chor, obwohl auch dort die bekrönenden Fialen den Giebel flankieren. Am östlichen Ende der Nordseite wurde zu Anfang des 14. Jahrhunderts die sogenannte Fürstenkapelle angebaut, eine kleine Kreuzkirche, deren freie Flügel nach einem halben Achteck geschlossen und mit Strebepfeilern besetzt sind. Sie dient als Grabstätte für die drei schlesischen Herzöge, die dort in Tumben beigesetzt sind, insbesondere für den obenerwähnten Stifter des Klosters, Herzog Boleslaus den Langen.

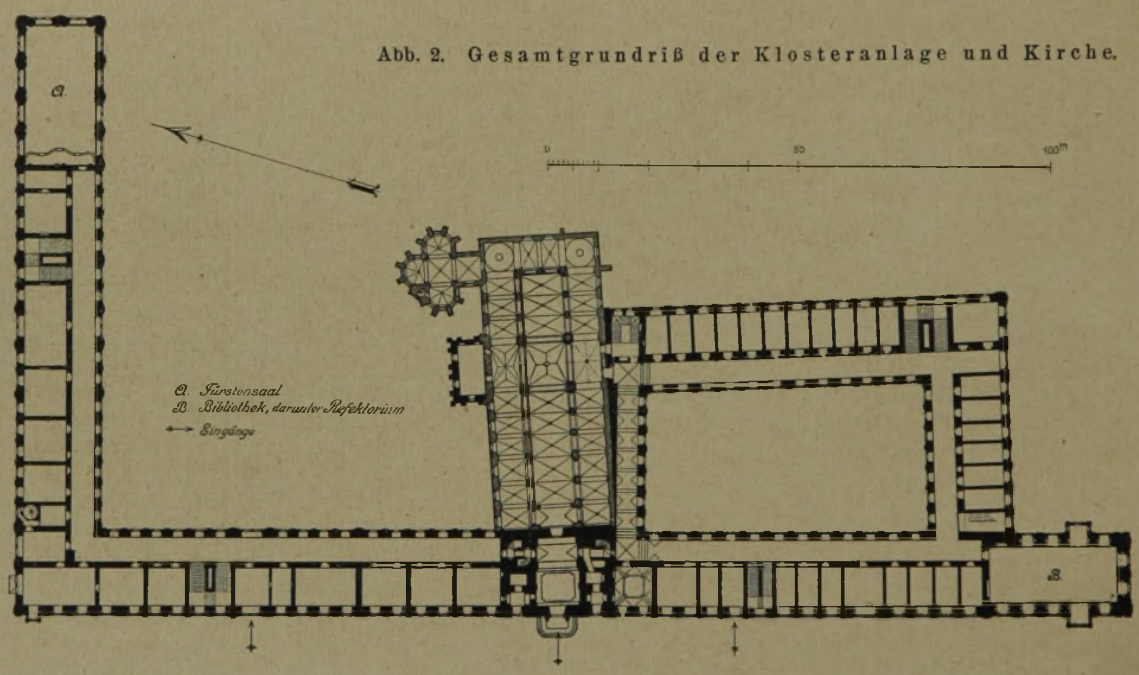
Von dem mittelalterlichen Klosterbau sind nicht wenige Nachrichten und Einzelangaben vorhanden, sie vermögen aber nicht von seiner Gestaltung eine Vorstellung zu geben. Während des großen Krieges brannte infolge Blitzschlags das Dach der Kirche ab, das Kloster wie die Kirche wurden von den Schweden ausgeplündert. Der Abt Arnold Freiberger (1636 bis 1672), ein besonderer Freund der Künste, baute nach Kräften wieder auf und schuf zahlreiche Verbesserungen gegenüber der früheren Anlage.

Unter seinem Nachfolger Johann IX. begann dann die barocke Umgestaltung der Kirche, die das Vorspiel war für die Erneuerung des ganzen Klosters, nachdem inzwischen der nach dem Kriege eingetretene Niedergang überwunden war. Die zugezogenen Meister, von der Überzeugung durchdrungen, die allein richtige Formensprache zu reden, setzten ihre aus Italien stammende Kunst an die Stelle der gotischen, ihnen minderwertig erscheinenden, indem sie die Pfeiler umgestalteten und durch Einbau von Altären und Zierrat den Kirchenraum einen völlig neuen Charakter gaben. (Vgl. die Bildbeilage in dieser Nummer.)

Ein langer Zeitraum war erforderlich, um dieses erstrebte Ziel zu erreichen. Die reichgeschmückten farbenfrohen Altäre, das phantastisch aufgewühlte Chorgestühl (Abb. 4, S. 196) und das prunkvolle Schmiedegitter (datiert 1702) als Abschluß der Mönchskirche, sind die Dominanten in dem klangvollen Akkorde dieser Innenausstattung. Beim Abschlußgitter ist auf die auch sonst in dieser Zeit vorkommende perspektivisch vertiefte Andeutung eines Bogengewölbes hinzuweisen. Zu diesem Schmuckwerk treten die zahlreichen großen Gemälde des in Leubus ansässigen und außerordentlich fruchtbar schaffenden Malers Michael Willmann (geb. 1629, gest. 1706) hinzu, die zur Steigerung der farbigen Pracht wesentlich beitrugen. Von dieser barocken Gewandung wird der mittelalterliche Kern der Kirche völlig verhüllt.

Die Errichtung des Rohbaues des ganzen Klosters ging unter dem Abt Ludwig Bauch (1696 bis 1729) vor sich, der auch noch auf der Nordseite der Kirche die jetzt als Sakristei benutzte „Lorettokapelle“ anfügte, einen äußerlich durch Vollsäulen, Figuren und Flachbilder reichgegliederten Bau. Gegen Ende seiner Tätigkeit dürfte auch die vor die Westseite der Kirche gesetzte Zweiturmanlage entstanden sein. Der nächste Abt, Dominikus Süsmuth (1729 bis 1732), führte den inneren Ausbau weiter, und sein Nachfolger endlich, Konstantin Beyer (1733 bis 1751), brachte die Ausgestaltung der großen Prunkräume zu Ende. Der Klosterbau ist an die Kirche derart angegliedert, daß sich zwei annähernd gleich lange Bauteile mit einer einheitlich von Norden nach Süden gerichteten Front an einen vor die Westseite der Kirche gesetzten Bauteil, aus dem die beiden Türme hervorwachsen, anlehnen (Abb. 2 u. 3)*). Der südliche Teil mit den eigentlichen Klosterräumen ist durch einen Süd- und Ostflügel zu einem Viereck mit umschlossenem Hof ausgestaltet, auf dessen Nordseite ein schmaler Verbindungsbau mit nur zwei Geschossen längs der Kirche vorbeiführt. Ein Saalbau, der bei dem nach der Oder zu stark abfallenden Gelände einer besonders tiefen Gründung bedurfte, ist nach Süden vorgestreckt. Der nördliche Teil, die Prälatur oder Abtswohnung, hat im

Abb. 2. Gesamtgrundriß der Klosteranlage und Kirche.



*) Die Grundrißzeichnung (Abb. 2) zeigt, um die Lage der Säle klarzustellen, beim Kloster das zweite Obergeschoß, während die Kirche ebenerdig dargestellt ist.

Westflügel etwa die gleiche Frontausdehnung; daran schließt sich dann noch ein langer Nordflügel, dessen Ostende gleichfalls ein Saalbau einnimmt. Hier können daher die Gartenanlagen auf der Rückseite näher herantreten. Die Nordfassade hat mit der Turmanlage eine Länge von 43 Achsen und rd. 223 m.

Die etwa 17 m tiefen Flügel bestehen aus einem etwa 4,5 m breiten Flur und einseitig daran aufgereihten, tiefen Räumen von ein bis drei Fensterachsen. Nur die drei besonders zu besprechenden Säle gehen durch die ganze Tiefe der Bauteile durch. Die Geschoßhöhen betragen im Lichten 6,75; 6,40; 6,00 m; sind also ganz außergewöhnlich.

Der ganze Bau ist in seiner Anlage auf den beherrschenden Eindruck einer hochaufragenden langgedehnten Hauptfront berechnet. Auf Grund dieser erstrebten Fern- und Massenwirkung ist auf nennenswerte Gliederung der Fronten durch Risalite verzichtet (Abb. 3). Durch die Einschiebung einiger Doppelachsen mit gekuppelten Fenstern, Pilastergruppen und Erker sowie abweichende Ausbildung der Fenster des Kirchenteiles ist im einzelnen auf Abwechslung hingewirkt, auch sind die Profilierungen kräftig und ausdrucksvoll behandelt, so daß auch für die Nahebetrachtung die nicht ganz zu leugnende Eintönigkeit nicht eigentlich wirksam wird. Während im Erdgeschoß die wagerechte Quaderung den Ton angibt, wird in den durch die zwei Obergeschosse durchgeführten Pilastern die senkrechte Tendenz zu überwiegender Geltung gebracht und noch mittels der aufgesetzten triplyphierten Architravstücke gesteigert. Das auf dem Hauptgesims lagernde mächtige Dach wird durch eine Reihe von großen Dachgauben belebt, deren gleichmäßiger Rhythmus für die Gesamt-

Abb. 3. Kloster und Kirche Leubus. Mittelteil der Hauptfront mit Kirche.

wirkung wesentlich ist. Aus der Mitte der gleichmäßig verlaufenden Baumasse heben sich nun die beiden Türme mit ihren auf starke Wirkung abzielenden durchbrochenen Zwiebelhauben beherrschend heraus. Auf der mehr malerisch wirkenden Rückansicht (Abb. 5, die im Schlußteil nachfolgt) treten noch das ernstere Vierungstürmchen der Klosterkirche und eine kleine Haube über der Fürstenkapelle, ebenfalls um die Wende des 17. Jahrhunderts entstanden, zu den beiden Haupttürmen hinzu.

Die technische Ausführung der Außenfronten ist trefflich. Die Sockelquaderung und alle wesentlichen Architekturglieder sind in Werksteinen erstellt. Der Putz ist durch eingepreßte Vertiefungen aufgerauht, und noch heute, nach zwei Jahrhunderten, in ausgezeichnetem Zustande. Auch das in Mörtel angetragene Zierwerk hat sich gut gehalten. Der ganze Bau ist in Grün eingebettet. Auf der Hauptschauseite im Westen befand sich früher eine gleichzeitig mit ihm angelegte Gartenanlage in französischem Geschmack, von der noch Kastanienreihen vorhanden sind. —

(Schluß folgt.)

Abb. 4. Klosterkirche Leubus. Chorgestühl.
Das Kloster Leubus in Schlesien.

Ein Vorschlag zur Bebauung des Bürgerwerders in Breslau.

Von Arch. D. W. B. Paul Thürmer, Magdeburg.

Bei ihrem Stadtbebauungswettbewerb vom Jahre 1922, der (seit dem Wettbewerb Groß-Berlin) wohl mit Recht als die größte öffentlich ausgeschriebene Aufgabe für Städtebau anzusprechen ist, hatte die Stadtgemeinde Breslau den Bewerbern die Bearbeitung von Sonderaufgaben freigestellt. Der Entwurf mit dem Kennwort „Industrie", Verfasser: Vermessungsdir. Strinz, Arch. D. W. B. Paul Thürmer und Ing. Nadermann, sämtlich in Magdeburg, brachte außer dem Bebauungsplan auch Lösungen für einige Sonderaufgaben, unter denen die vorliegende Arbeit preisgekrönt wurde.

Die Verfasser sahen in der Bebauung des im Stadtkern (3 km Halbmesser) gelegenen Bürgerwerders eine Aufgabe von besonderem Reiz und dies um so mehr als die Schaffung neuer Verkehrswege (zweier Oderbrücken) dazu beitrug, eine Anlage zu schaffen, die in Großzügigkeit der Massen die in den letzten Jahrhunderten in Deutschland ausgeführten Bauprojekte bei weitem übertreffen konnte. Die Ausführung der beiden, den Nordteil der Insel erschließenden Oderbrücken mit den die Insel durchquerenden Straßenzügen soll einen besseren Verkehr von Nikolai zu Odertor herstellen. (Lageplan Abb. 1.) Mehrfachen Anregungen des Breslauer Stadtbaurats Berg zur Schaffung von Hochhäusern veranlaßten die Verfasser ein inmitten der Insel gelegenes Hochhaus (Industriepalast) zu planen, das in gigantischer Größe aus den mit ihm in architektonischem Zusammenhang gebrachten Wohn- und Geschäftshausgruppen herauswächst. (Schaubild Abb. 2.) Breite, mit Baumpflanzung versehene Uferstraßen stellen die Verbindung zu den südlich gelegenen mit zahlreichen Grünanlagen versehenen Oderinseln her. Die Durcharbeitung des Lageplanes und der Architektur der gesamten Baulichkeiten übernahm der Verfasser.

Das Hochhaus ist um 2 größere Höfe gruppiert, die durch breite Zufahrtshallen einen Einblick in das Innere der Anlage gestatten, auch sonst räumlich mehr als ein Glied der Straße aufzufassen sind und nicht als abgeschlossene, verstaubte Schlote ihr Dasein fristen sollen. Ein in entsprechenden Abmessungen überbauter Lichthof soll als Ausstellungsraum oder für ähnliche Zwecke dienen. Sämtliche Korridore sind mit Kopflicht versehen, besonders lange Flure erhalten außerdem durch zentralgelegene Treppenhäuser die erforderliche Tagesbeleuchtung. Die im Grundriß geschaffene staffelförmige Verbreiterung der einzelnen Gebäudeteile ergibt Räume von verschiedener Tiefe. Abgesehen davon, daß diese Maßnahmen die Anlage zentralgelegener Säle mit dahinterliegenden verbreiterten Korridoren gestattet, dürfte die Staffelung zu einer Belebung der Fassade beitragen. Die Architektur der gesamten Anlage soll rein sachlich sein, lediglich die aus Zweckmäßigkeit, Konstruktion und Materialstilistik sich ergebenden Bedingungen sollen als leitende Gesetze dienen. Der Hauptwert ist auf eine geschlossene, einheitliche Wirkung der ganzen Baugruppe, ferner auf gute Abwägung der Massen von Industriepalast, umliegenden Wohnhäusern und Brücken gelegt. Die Beförderung von Personen und Wagen werden durch eine große Anzahl

* Vgl. den ausführlichen Bericht über den Gesamtplan. Jahrg. 1922, Seite 242 u. f.

DAS KLOSTER LEUBUS I. SCHL.

BLICK GEGEN DEN CHOR DER KIRCHE / NACH AUFNAHME DER STAATL. BILDSTELLE

DEUTSCHE BAUZEITUNG. LVIII. JAHRGANG 1924 Nr. 36

Abb. 2. Schaubild für die Bebauung des Bürgerwerders in Breslau mit Hochhaus.

von Paternostersystemen, schnellfahrenden Aufzügen und Lastenfahrstühlen erreicht. Im obersten Stockwerk sind ein Raum für die Feuerwehr vorgesehen, außerdem den neuzeitlichen Bedürfnissen entsprechend Dachgärten und Radio. Im Erdgeschoß ist Unterbringung von Post, Bank und Erfrischungsräumen geplant.

Das große Interesse, welches weite Kreise letzthin in Deutschland dem Hochhausbau entgegengebracht haben, gestattet wohl dem Verfasser zu dieser Frage einige weitere Bemerkungen hinzuzufügen: Die ersten Planungen von Hochhäusern wurden bei uns erklärlicher Weise vielfach durch amerikanische Beispiele (New York) beeinflußt. Man vergißt hierbei jedoch ganz, daß New York weitere Ausdehnungsmöglichkeiten nicht besitzt, was dazu führte, daß sich Hochhaus an Hochhaus anreiht. Wirtschaftliche Momente waren maßgebend, architektonische wurden vernachlässigt. Das Ergebnis ist daher ein in jeder Beziehung unbefriedigender Gesamteindruck. Ganz anders die Aufgaben und Möglichkeiten für Deutschland.

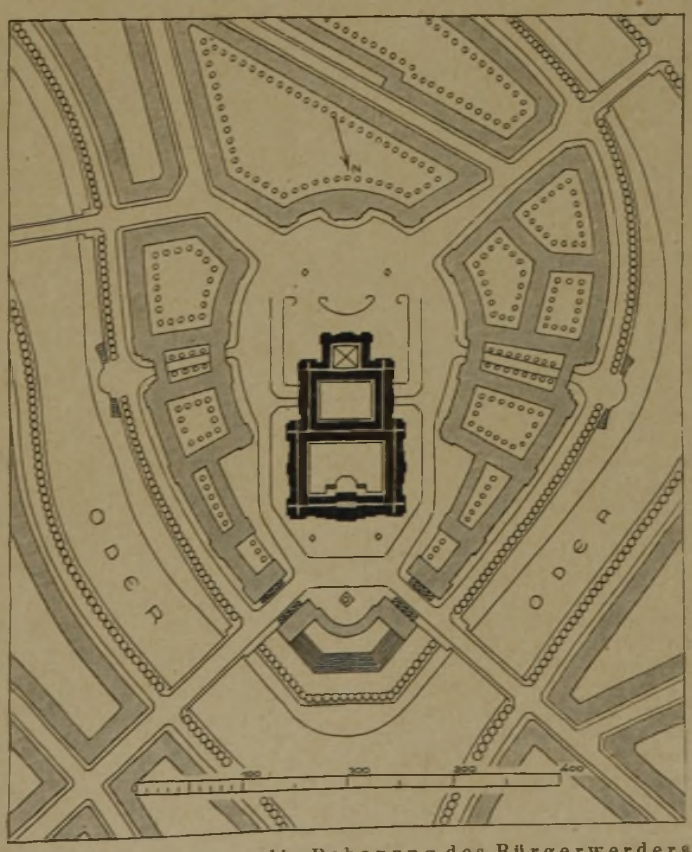


Abb. 1. Lageplan für die Bebauung des Bürgerwerders.

Hochhäuser werden nur ganz vereinzelt entstehen, der teure Baugrund allein ist kaum jemals Veranlassung, stets aber wird eine imposante, baukünstlerisch einwandfreie Wirkung angestrebt werden, da diese allein der gewünschten Reklame Erfolg verspricht. Zu erreichen ist dieses Ziel jedoch lediglich durch den wechselnden Rhytmus in der Höhe, wie dies auch von den Erbauern des Hochhauses am Bahnhof Friedrichstraße durchaus richtig empfunden wurde. Im Gegensatz hierzu dürften zwei Bauschöpfungen aus neuester Zeit, die soeben in Hamburg fertiggestellten Hochhäuser (Ballin- und Chilehaus) nicht als durchaus glückliche Lösungen nach dieser Richtung anzusprechen sein.

Die wundervollen Möglichkeiten zu Gruppierungen größeren Stiles, die der Hochhausbau uns eröffnet, sollten im übri-

gen dazu führen, daß diese, wenn irgend möglich, mit größeren Planungen der nächsten Umgebung in Verbindung gebracht werden, da nur so eine gute Lösung möglich ist.

Wenn es den Verfassern auch in diesem Falle nicht gelungen sein dürfte, Pläne für die Ausführung zu schaffen, so wird der Wunsch, weitere Anregungen für die Zukunft zu geben, im Interesse der Baukunst hoffentlich von Erfolg gekrönt werden. —

Nicht alte oder neue, sondern gute Kunst.

Von Dr. Albert Hofmann, Potsdam-Wildpark.

Ein Grundsatz, den die „Deutsche Bauzeitung" seit ihrem Bestehen stets vertreten und hochgehalten hat, hat kürzlich an hervorragender Stelle eine neue Bekräftigung erfahren. Moritz v. Schwind, der gerade, natürliche Denker und große Künstler der romantischen Periode in der bildenden Kunst, hat einmal die jüngere Generation, die im Sturm und Drang befindliche schäumende Jugend der bildenden Kunst, ermahnt: „Macht keine alte und keine neue Kunst, machte gute Kunst." Es bewegte sich der Gedanke dieses Ausspruches in der gleichen Richtung, wie die Aussprüche, die Schwind zu Ludwig Richter tat, wenn er äußerte: „Die Grundsätze der Kunst sind sehr einfach, wie alle Wahrheit einfach ist", oder wenn er bekannte: „Ich muß einen Gegenstand gefunden haben, der mir etwas Schönes offenbart und damit mein Herz erfreut." Es herrschte in bezug auf die Kunsttätigkeit und ihre Ergebnisse, in bezug auf die Grundzüge, unter denen bleibende, wahre, ewige Kunst entsteht, inniges Einvernehmen zwischen diesen beiden Künstlern von unbefangener und menschlich natürlicher Denkungsart, die in ihren Charakteren sich gegenseitig zusagten und in sich harmonische Naturen waren.

In München, der süddeutschen Kunststadt, war es, und es ist das vielleicht kein Zufall, sondern im eigensten Wesen der deutschen Kunst begründet, wo der Gedanke Schwinds kürzlich eine nachdrückliche Bestätigung erfahren hat und wo ein Bekenntnis zur bildenden Kunst erfolgte, das weithin beachtet werden sollte. Hier hielt der „Bayerische Kunstgewerbeverein", der Verein, der seit Jahrzehnten die Führung im bayerischen Kunstgewerbe hat und dasselbe zeitweilig zu einer Höhe geführt hat, die an die blühenden Zeiten der Kunst der italienischen Renaissance oder an die Hoch-Zeiten der Kunst erinnert, die uns aus „der Väter Werke" entgegen tritt, seine Hauptversammlung ab. In dieser trat German Bestelmeyer, den der Verein sich zum neuen Vorsitzenden erwählt hatte, zum erstenmal vor die Gesamtheit des Vereines. Er tat das mit einer Programmrede, mit einem Bekenntnis zur Kunst, das allen Denen, die in der Kunst mehr sehen als Gebilde von Eintagscharakter aus dem Herzen gesprochen war. Und er sprach Gedanken aus, die für das Gesamtgebiet der bildenden Kunst Geltung haben.

Nachdem er vorausgeschickt hatte, daß das Kunstgewerbe eine eigene korporative Vertretung im Wirtschaftsleben haben müsse, weil seine in ganz besonderen Lebensbedingungen begründeten Interessen von den übrigen Wirtschaftsfaktoren nicht in ausreichendem Maß vertreten werden könnten, was bekanntlich namentlich auch bei der Baukunst der Fall ist, ging er zu der ideellen Förderung des Kunstgewerbes über und trat zunächst der Verdächtigung entgegen, der „Bayerische Kunstgewerbeverein" sei auf die Erhaltung überlebter Stilarten festgelegt und wehre sich gegen alles, was „modern" sei. Gegen diesen dem Verein seit Jahren gemachten Vorwurf glaubte er mit allem Nachdruck feststellen zu müssen, der Verein habe sich niemals die Entwicklung einer bestimmten Stilrichtung, weder die Bekämpfung älterer noch die Betreuung neuer Kunst oder umgekehrt, zum Ziel gesetzt. „Wir stehen", führte er aus, „auf dem Standpunkt: es gibt keine alte und neue, es gibt nur gute und schlechte Kunst. Wir sind ferner der Anschauung, daß künstlerische Ideen nur aus der künstlerischen Persönlichkeit entstehen und sich korporativ weder schaffen noch entwickeln lassen." Er hielt es für denkbar, daß sich gleichgesinnte Künstler zusammenschließen und Gruppen bilden; diese Art des Zusammenschlusses aber sei eine andere, als sie der Verein bezwecke. Sie komme wohl in Frage für Gruppenbildung innerhalb des Vereins, stehe aber sonst auf einer zu engen Basis. Der Verein wolle alle schaffenden Vertreter des Kunstgewerbes ideell zusammenschließen, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich außerdem zu anderen engeren Ideengemeinschaften rechnen. Der Verein wolle die Kräfte der verschiedensten Richtungen zusammenfassen, nicht um damit Kunst zu erzeugen, wohl aber, „um damit dem Gemeinsamen alles künstlerischen Schaffens eine Stätte zu bereiten, einen Ideenaustausch zu ermöglichen, Anregungen zu vermitteln, vor allem solche zwischen der reinen Kunst und der handwerklichen Technik." Um gute Werkkunst zu erzeugen, müsse der Künstler sich in die Eigenart des Stoffes und seiner Bearbeitung einleben, der Handwerker sich von den Fesseln des Materiales durch Vervollkommnung seiner Technik frei machen. „So weisen sich beide gegenseitig die Wege zu ihrer Vervollkommnung."

Der Mensch sei ein Gemeinschaftswesen; es gebe keine Kultur der Einsamkeit, so wenig wie eine Kunst der Einsamkeit. Wenn also nur eine in sich geschlossene, fertige Persönlichkeit zur Schaffung künstlerischer Werte befähigt sei, niemals eine Vielheit, so sei anderseits die Anregung von außen, der Kulturkreis, in dem der Künstler lebe, für die künstlerische Betätigung von entscheidender Bedeutung. Die Forderung, abgeschlossen von der Umwelt, in der Stille der Werkstatt Kunst zu erzeugen, sei deshalb irrig und stehe mit unserer ganzen Kunstgeschichte in Widerspruch. Zu allen Zeiten sei die beste Kunst da entstanden, wo pulsierendes Leben war und eine Gemeinschaft von Künstlern Anregungen gaben oder empfingen.

„Der schaffende Künstler muß in der Zeit stehen, aber nicht in dem Sinn, daß er sich von Modeströmungen treiben läßt, er muß den Sinn und die Auffassungen seiner Zeit erfassen und bewältigen." Die herrschenden Gewalten, wie Kirche, Königtum, Staat, die Siedlungsformen, die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse hätten zu verschiedenen Zeiten verschiedene künstlerische Aufgaben gestellt, „die nur von jenen Künstlern erfaßt und gelöst werden konnten, die mitten im Leben, ja an den Brennpunkten des geistigen Schaffens standen." Echte Kunst sei bodenständig und könne nicht dadurch entstehen, daß sie gewissermaßen international abgestempelt werde. Es entspreche den Lebensbedingungen echter Kunst, wenn der Verein die Münchener Kunst auf seine Fahne schreibe. Leider sei die Kunstkritik in Deutschland bereits mehr oder weniger zentralisiert und es gebe kunstgewerbliche Bestrebungen, die ähnliche unitaristische Wege gehen. Dem gegenüber solle die Erinnerung an die untergegangene Wiener Kultur, die nur noch in Operetten und Gedächtnis-Ausstellungen fortlebe, eine Warnung sein. Ihr dürfe man nicht folgen. Ohne in die Banalitäten des Fremdenverkehrs zu verfallen, müsse das echte Münchener Leben erhalten bleiben und gestützt werden. Dazu gehöre die Vereinigung von Künstlertum und Handwerk, ein Kunsthandwerk, das auf der Vervollkommnung, Läuterung und Höherentwicklung des Handwerks ruht und im Boden wurzelt. „Das hat mit alt und modern nichts zu tun, nur gut muß es sein, und wir lehnen das Gegenteil davon ab, nämlich jede auf dem Wege über das Atelier ins Handwerk gelangende, von auswärts importierte Kunstrichtung, die nicht von innen heraus entsteht." Das schließe aber nicht aus, daß die Kunstentwicklung Münchens mit der Zeit gehe, aber nicht auf Kosten ihrer Art und ohne sich dabei ins Schlepptau Anderer nehmen zu lassen.

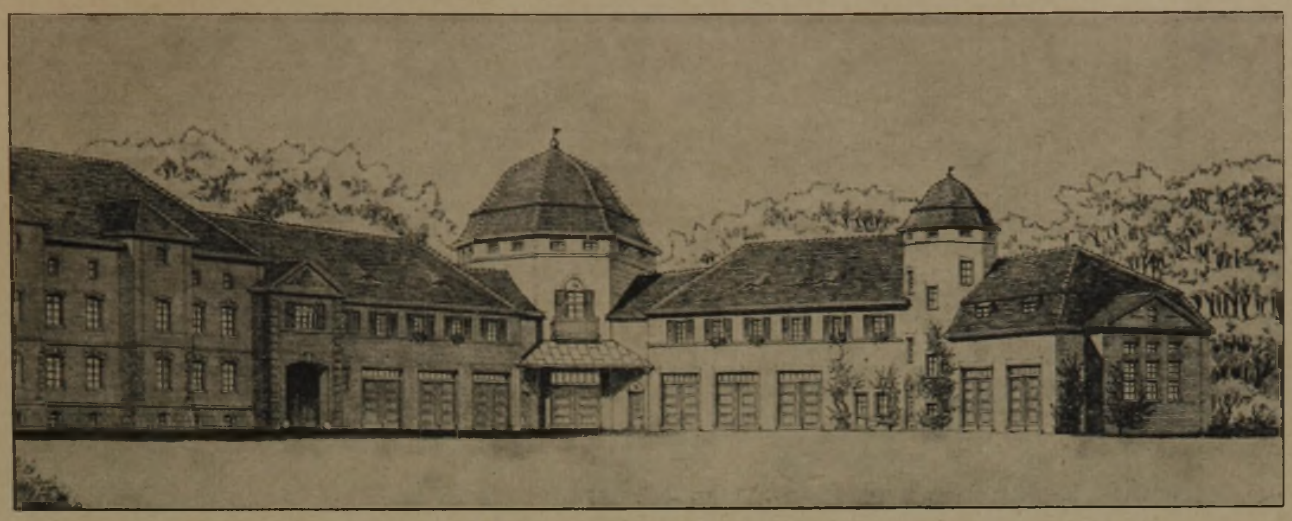
Aus alledem gehe hervor, daß der Verein eine zwingende Einwirkung auf die Entwicklung einer bestimmten Kunstrichtung oder die Förderung von Modeströmungen grundsätzlich ablehne. „Wir wollen Kunst schlechthin, wollen das Gute als solches fördern, wie ein guter Mäzen den Künstler fördert, ohne ihm darüber Bedingungen aufzuerlegen, was und in welcher Richtung er schaffen soll, nur — Künstler muß er sein .... Wir sind uns bewußt, daß wir dabei nicht rückständig sind, vielmehr uns gerade von jener Engherzigkeit frei halten und auf das große Ziel hinarbeiten."

So weit Bestelmeyer. Es ist ein großer Künstler, ein Baukünstler, der mitten im umfangreichsten und vielseitigsten Schaffen steht, ein Architekt mit den vielfältigsten Beziehungen zu allen anderen Kunstübungen, der so spricht. Dieses Bekenntnis einer gereiften Künstlerseele sollte über die Mauern Münchens hinaus gehört und namentlich in Berlin verstanden werden, das einst eine hohe gesellschaftliche und künstlerische Kultur gehabt, sie im Gegensatz zu Paris im politischen und internationalen Getriebe aber mehr und mehr bis zu einem kleinen Bruchteil verloren hat. Soll auch dieser noch verloren gehen? Es ist ein Architekt, der hier, wir stehen nicht an, es auszuführen, einige Wahrheiten ausgesprochen hat und es kann daher nicht überraschen, wenn die tief schürfenden Überlegungen in allem auch für Baukünstler eindringlichste Geltung haben. —

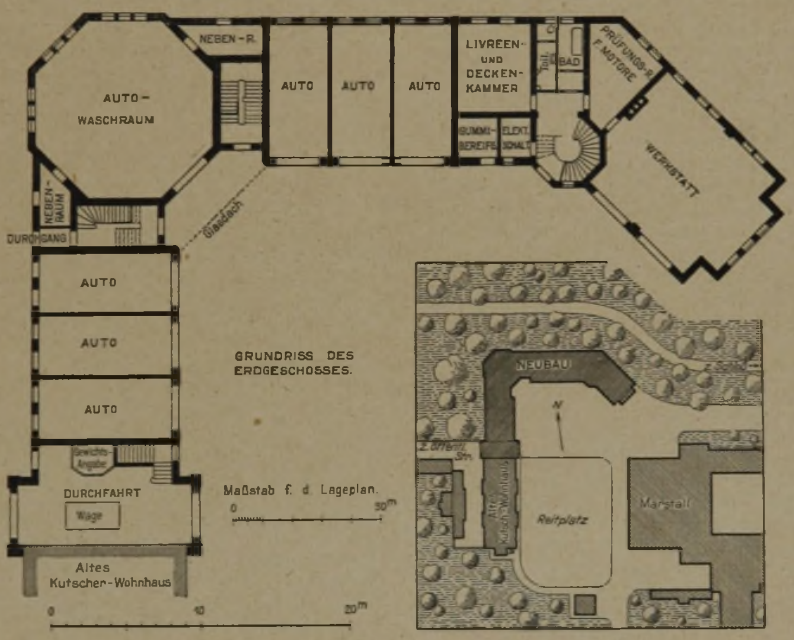
(Schluß folgt.)

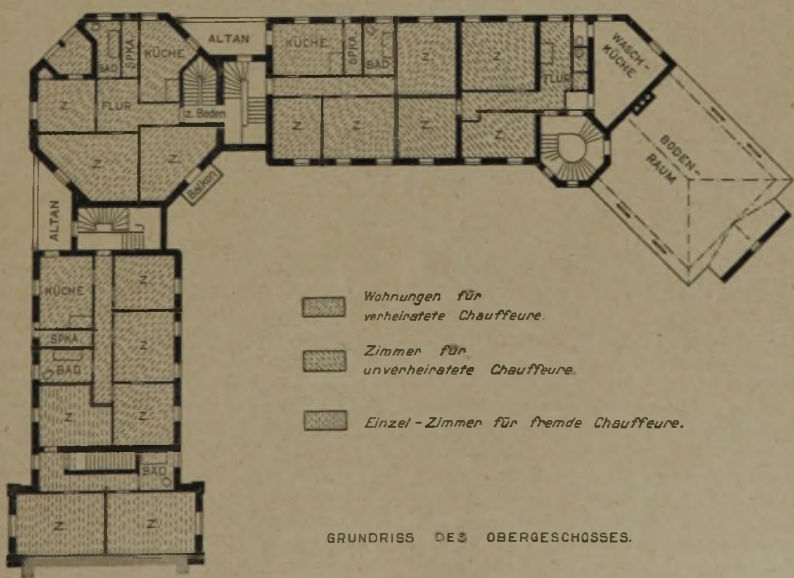
Garagen-Hof für Schloß Neudeck (Oberschlesien).

Architekt: Reg.-Bmstr. Ludwig Otte, Berlin-Lichterfelde.



Gesamtansicht mit Anschluß an den Marstall.





Auf dem oberschlesischen Besitz Neudeck des Fürsten Henckel-Donnersmarck sind die aus älterer Zeit stammenden Stallungen und Remisen nebst zugehörigen Wohnungen zu einer architektonisch durchgebildeten größeren Anlage vereinigt. Im Jahre 1920 wurde der Beschluß gefaßt, diese zu erweitern durch ein Garagen-Gebäude mit Fahrer-Wohnungen. Der neue Bau sollte in ansprechender und wirkungsvoller Weise einen geräumigen Hof umfassen und rückwärtig den Abschluß gegen den Schloßpark bilden. Eine gewundene Anfahrtstraße zum Schloß, die im Park verläuft, zwang dazu, dem einen Flügel des neuen Gebäudes eine gebrochene Linie zu geben; im Interesse der geschlossenen Wirkung des Hofes wurde dieses Motiv gern aufgenommen.

Das neue Gebäude bildet im Entwurf die unmittelbare Fortsetzung des alten Kutscherwohnhauses; es beginnt hier mit einer Durchfahrt, die den neuen Hof mit der öffentlichen Straße verbindet. Hauptteil des Erdgeschosses ist der zentral gelegene Wagen-Waschraum; die beiden Flügelbauten enthalten je drei Auto-Stände. Der längere Flügelbau endigt in einer geräumigen Werkstatt; zwischen ihr und den Ständen liegen die Aufbewahrungsräume für Materialien sowie Bad und Klosett für die Fahrer.

Für die sechs Auto-Stände ist je eine Breite von 4 m und eine Länge von 9 m angenommen. Die Stände sind gegeneinander in voller Höhe abgetrennt, um den Fahrern die Verantwortung für das ihnen persönlich zu überantwortende Arbeitsmaterial zu erleichtern. Die Wände sind in ganzer Höhe mit glasierten Steinen verkleidet; die Tore sind versenkbar mit elektrischem Antrieb.

Das Obergeschoß enthält im Mittelbau die Dreizimmerwohnung des Fahrmeisters, in den anschließenden Flügelbauten 2 Dreizimmerwohnungen für verheiratete Fahrer, weiterhin zweimal je 3 Zimmer für unverheiratete Fahrer und für die Fahrer von Besuchswagen. Im Interesse des guten Einvernehmens der Familien der Fahrer wurde Wert darauf gelegt, die Wohnungen mit möglichst getrennten Zugängen zu versehen; daher ist die Anlage mit vier gesonderten Treppen zum Obergeschoß durchgeführt.

Am Äußeren mußte Anschluß gesucht werden an das in Backstein-Rohbau ausgeführte alte Kutscherwohnhaus. Der im Knickpunkt des größeren Flügels liegende kleine Treppenturm läßt die kuppelartige Form des Mittelbau-Daches noch einmal anklingen.

In Zusammenarbeit mit dem Architekten besorgte die bekannte Firma Heydweiller & Co. den Entwurf für die besondere Durchbildung des autotechnischen Teiles der Anlage. In Bezug auf Wasch-Einrichtung der Wagen und der Räume, Aufbewahrung und Zuleitung des Brennstoffes, Ausstattung der Werkstatt, Einbau von Schränken für Materialien und

Livreen usw. war Alles in solchem Maße vorgesehen, daß erwartet werden konnte, es werde eine der höchsten derzeitigen Anforderungen genügende Anlage entstehen. Leider machte, als Alles vorbereitet war, die Loßreißung Oberschlesiens vom Deutschen Reiche, einen Strich durch das ganze Bauvorhaben. —

Vermischtes.

Die Erhaltung des Schloßplatzes in Breslau. Der Magistrat der schlesischen Hauptstadt hat, um die Möglichkeit der Bebauung des Schloßplatzes für alle Zeiten auszuschalten, der Stadtverordnetenversammlung einen Fluchtlinienplan für das Gebiet zwischen Graupenstraße—Schweidnitzer Straße—Promenade und Schloßplatz sowie für den Minoritenhof und einen Teil der Dorotheengasse vorgelegt und in der Begründung der Vorlage darauf hingewiesen, daß der Platz im Hinblick auf die öffentliche Gesundheitspflege seiner Bestimmung, die durch die geschichtliche Entwicklung deutlich festgelegt ist, auf alle Fälle erhalten bleiben müsse. Der Breslauer Tagespresse entnehmen wir nähere Angaben aus dem Inhalt dieser Vorlage:

Bei der Übergabe des Festungsgeländes, das 1813 von König Friedrich Wilhelm III. der Stadtgemeinde geschenkt worden ist, ist der größte Teil des heutigen Schloßplatzes ausgeschlossen worden mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß diese zurückbehaltene Fläche als Exerzierplatz für die Garnison dienen sollte. Durch Schenkung weiterer Flächen aus städtischem Grundbesitz hat er das jetzige Ausmaß erhalten. Seit mehr als 100 Jahren hat er als Truppenübungsplatz und, soweit er für diese Zwecke nicht in Anspruch genommen worden ist, uneingeschränkt dem öffentlichen Verkehr gedient. Die Heeresverwaltung beabsichtigt nun, den Schloßplatz zu verkaufen, um ihn der Bebauung zu erschließen. Jede Bebauung würde einmal dem bei Schaffung und Vergrößerung des Platzes ausdrücklich festgelegten Zweck widersprechen. Die im Jahre 1894 von der Heeresverwaltung kundgegebene Absicht, auf dem Platz eine Garnisonkirche zu errichten, ist daher auch infolge des Widerspruchs in der Stadt aufgegeben worden. Da im Stadtinnern nur wenige Freiflächen vorhanden sind, muß der Schloßplatz aber auch im Hinblick auf die öffentliche Gesundheit unbedingt als Freifläche erhalten bleiben. Der Magistrat hatte bisher davon abgesehen, für den Schloßplatz Fluchtlinien festzusetzen, da er die Möglichkeit, ihn zu bebauen, auch mittelbar nicht anerkennen wollte. Nach Lage der Verhältnisse ist er nunmehr zu der Überzeugung gelangt, daß es sich doch empfiehlt, Fluchtlinien festzusetzen, um die Belange der Stadtgemeinde wirksam zu schützen. Der Fluchtlinienplan sieht die gesamte Fläche des Schloßplatzes als öffentlichen Platz vor.

Der Verkauf des Schloßplatzes sollte bereits in der Sitzung des Reichsrats am 8. April erörtert werden. —

Das Piastenschloß in Brieg. Die mehrjährigen mit Ausdauer betriebenen Bemühungen der Stadt Brieg, das alte Piastenschloß in seinen Besitz zu bringen, sind endlich erfolgreich gewesen. Das Finanzministerium hat der Stadt das Bauwerk für die Summe von 30 000 M. überlassen. Wir haben in Nr. 32/33 über den Besitzwechsel und die Zwecke, denen das Schloß nunmehr nutzbar gemacht werden soll, in Kürze berichtet. Die Stadt beabsichtigt, ihr kleines Museum, dessen Unterkunft z. Zt. nicht besonders günstig ist, im Schloß unterzubringen und will damit einer umfassenden wissenschaftlichen Pflege der Heimatkunde eine würdige Heimstätte geben. Der Gewinn ist ein zweifacher, da auf diese Weise sowohl das Schloß der Allgemeinheit zugänglich gemacht wird, als auch die kulturellen Aufgaben der Stadt durch Besitznahme des historisch bedeutsamsten Punktes der Gegend für einen ideellen Zweck wesentliche Förderung erfahren. Das Schloß wurde bisher als Speicher für die Garnison benutzt. Die sorgfältige Erhaltung und Pflege dieses Baudenkmals, zu der die Stadt sich verpflichtet hat, wird durch die neue Verwendung weit besser gewährleistet sein, als das bisher der Fall war.

Der künstlerisch wertvollste Teil, dem das Schloß seine architektonische Bedeutung verdankt, ist der 1553 vollendete Portalbau in den Formen der deutschen Renaissance, der sich mit seinen drei Achsen in drei Geschossen aufbaut. Diese Dreigliederung in doppeltem Sinne gibt dem Bau einen strengen Rythmus, zu dem die reiche, fein abgewogene ornamentale Behandlung in reizvollem Gegensatz steht. Zeigt die Architektur der Pilaster mit ihrem Ornamentüberzug italienischen Einschlag, so kennzeichnet der unbefangen aus der Mitte gerückte, zwei Achsen des Erdgeschosses einnehmende Torbogen und der reichhaltige Figurenschmuck den Bau als ein typisches Werk deutscher Renaissancebaukunst. Unmittelbar neben dem Torbau streckt sich der Chor der gotischen Hedwigskirche vor, der, durch massige Strebepfeiler wuchtig gegliedert, mit seinem steilen Dache die breite Fläche der Torbaufassade überragt und zu ihr den denkbar stärksten Gegensatz bildet. Diese Nebeneinanderstellung der beiden Bauwerke ist so glücklich, daß sie sich in ihrer Wirkung gegenseitig steigern.

Neben diesem architektonisch bedeutungsvollsten Teile des Schlosses wirkt der ursprünglich mit Arkaden versehene Hof recht dürftig und zeigt die Spuren starker Zerstörung. Friedrich der Große belagerte 1741 die damalige Festung Brieg und schoß auch das Schloß in Brand. Seitdem sind im Innern nur wenige Reste erhalten, die von dem früheren Zustande des Schlosses Zeugnis ablegen. —

Tote.

Gartenbaudirektor Julius Schütze, der Nestor der schlesischen Gartenbaukunst, der sich um die Pflege des Gartenbaus in Breslau und Schlesien große Verdienste erworben hat, starb in Breslau im Alter von 84 Jahren. Schütze, der in Zittau in Sachsen geboren war und in Görlitz den Gärtnerberuf erlernte, erwarb sich im Verlauf seiner praktischen Tätigkeit bald den Ruf, in seiner Heimatprovinz die führende Persönlichkeit seines Faches zu sein. Über 35 Jahre war er Vorsitzender der Schlesischen Gartenbaugesellschaft (vormals Zentral-Gärtnerverein für Schlesien). Daneben lag ihm viele Jahre hindurch die Leitung der ehemaligen, durch ihre botanischen Seltenheiten und Neuzüchtungen bekannten Park- und Gartenanlage von Eichborn am Museumsplatz in Breslau ob. Als diese Anlage der Bautätigkeit zum Opfer fiel, entfaltete Sch. eine reiche selbständige Tätigkeit, als deren Früchte viele Gartenanlagen für Schlösser und Villenviertel zu nennen sind. Im Jahre 1914 wurde ihm aus Anlaß des 50jährigen Bestehens der Schlesischen Gartenbau-Gesellschaft der Titel eines Gartenbaudirektors verliehen. —

Gewerbestudienrat Bazali †. In Glauchau ist kürzlich der Gew.-Stud.-Rat Ing. Bazali, der sich abgesehen von seiner Lehrtätigkeit auch durch den Bau von Brücken, als Berater bei Eisenbetonbauten und durch verschiedene literarische Veröffentlichungen aus dem Gebiet des Eisenbetonbaus bekannt gemacht hat, verstorben. —

Stadtbaurat Wirtz, Breslau †. Kurz vor Vollendung des 65. Lebensjahres ist kürzlich der Leiter der technischen Betriebsverwaltungen der Stadt Breslau, Stadtbaurat Matthias Wirtz verstorben. Ein geborener Kölner, war Wirtz nach Ablegung des Examens als Reg.-Baumeister des Maschinenbaues i. J. 1889 zunächst lange Jahre in der Privatindustrie und vorübergehend auch im Dienste der Stadt Magdeburg tätig. Als die Entwicklung Breslaus die Schaffung einer dritten Stadtbauratsstelle für Maschinenbau nötig machte, wurde Wirtz 1901 als Stadtbaurat nach Breslau berufen. Die Ausgestaltung der Gas-, Elektrizitäts- und Grundwasserversorgung eröffneten ihm ein ausgedehntes Arbeitsfeld. Unter den Schöpfungen, die in erster Linie seiner Tatkraft und seinem Fachwissen zu verdanken sind, ist die große Gasanstalt von Dürrgoy an erster Stelle zu nennen. Wirtz war nach Ablauf seiner ersten Wahlperiode i. J. 1913 zum zweiten Male auf weitere 12 Jahre zum Stadtbaurat gewählt worden, hat also fast 24 Jahre dieses Amt erfolgreich ausgeübt. —

Wettbewerbe.

Zum Ausschreiben Ideenwettbewerb Burgplatz und Umgebung in Essen in Nr. 32/33 ist berichtigend nachzutragen, daß der Preis der Unterlagen nicht 1 sondern 10 M. ist. —

Im Wettbewerb zur Bebauung des Cröllwitzer Saale-Ufers und der anschließenden Höhen, den die Stadt Halle als Künstler-Notstandsarbeit unter einheimischen Künstlern ausgeschrieben hatte, wurden angekauft der Entwurf des Malers Karl Völker und Stadtbaumstr. Dipl.-Ing. Clemens Vaccano mit 200 M., der Entwurf des Arch. Königer und Ing. Kallmeyer mit 100 M., die übrigen sechs Entwürfe erhielten einen Trostpreis von je 50 M.

Im Wetbewerb für den Umbau des Innsbrucker Hauptbahnhofes erhielt der Entwurf der Wiener Architekten Prof. Theuer, Doz. Böck und Ass. Zotter den I. Preis. —

Inhalt: Das Kloster Leubus in Schlesien. — Ein Vorschlag zur Bebauung des Bürgerwerders in Breslau. — Nicht alte oder neue, sondern gute Kunst — Garagenhof für Schloß Neudeck (Oberschlesien). — Vermischtes. — Tote. — Wettbewerbe. —

Bildbeilage: Das Kloster Leubus i. Schles.

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H. in Berlin
Für die Redaktion verantwortlich: Fritz Eiselen in Berlin.
Druck: W. Büxenstein, Berlin SW 48.